

gelesen

Michael Braun

Club der jungen Dichter
Roland Koch, *Ins leise Zimmer*. Kiepenheuer und Witsch, Köln 2003.
238 Seiten, 18,90 Euro.

Roland Koch hat sich einen Namen gemacht als Spezialist für die leisen Töne. Nicht Geschlechterkämpfe, nicht verhängnisvolle Affären stehen im Zentrum seiner Prosa, sondern die stille Tragikomik zeitgenössischer Lebenspartnerschaften, die an ihrer Sehnsucht nach dem richtigen Leben leiden. Lakonisch, fast leichthändig, mit einem genauen Blick für Details, die sich in Indizien und Symbole verwandeln können, weiß er in seinen Romanen von jenen Alltagsritualen moderner Paare zu erzählen, die irgendwann zum Kitt oder Dynamit jeder Beziehung zu werden drohen. Nach dem weniger bemerkenswerten Debütroman *Die tägliche Eroberung* (1991) und den Erzählungen *Helle Nächte* (1995), die als gelungenes Experiment mit den Möglichkeiten des magischen Realismus ge-

lobt wurden, hat der 1959 geborene, in Köln lebende Autor zwei Romane über Paare und ihre unablässigen Versuche geschrieben, zusammenzuhalten gegen die Fliehkräfte der Ellbogen- und Erlebnisgesellschaft. In *Das braune Mädchen* (1998) wird die Schein-Idylle eines Akademikerpaars, das sich ins Ländliche zurückgezogen hat, durch ein rätselhaftes Naturgeschöpf, eine Art Mignon im Bergischen Land, gründlich durcheinander gebracht; der Roman *Paare* (2000) ist eine treffliche Milieustudie über die jungen, erfolgreichen Paare im Westen Deutschlands der neunziger Jahre, die so genannten Dinks (double income, no kids).

Der neue Roman *Ins leise Zimmer* führt wiederum ins Akademikermilieu der Nach-Wende-Zeit. Paul, seines Zeichens Romanist und auch sonst ein sehr frankophiler Zeitgenosse, hat im Wintersemester eine Dozentenstelle in Leipzig erhalten, wo er jeden Freitag zwei Seminare abzuhalten hat:

eines über Essays, das andere über Lyrik. Doch dazu muss der mit Frau und Tochter in Amsterdam lebende Paul eine mobile Existenz führen, zunächst mit dem Flugzeug, dann, weil das „zu knapp kalkuliert“ ist, mit jeweils siebzehnstündigen Zugfahrten, die so eingehend beschrieben werden, dass sich daraus so etwas wie ein Soziogramm des Berufspendlertums ergibt.

Paul pendelt aber nicht nur zwischen den Welten, dem milden Amsterdam und dem kalten, windigen Leipzig, sondern auch zwischen zwei Frauen, der lebensklugen und duldsamen Ehefrau Gabriele und der ostdeutschen Studentin Olivia, deren spröder Charme Paul viel Geduld und demütigende Avancen abnötigt. Nach mancherlei Irrungen und Wirrungen aber werden die Verhältnisse am Schluss wieder ins Lot gebracht – freilich mit vertauschten Polen. Paul und Gabriele finden, nach beidseitigem Liebesverrat, wieder zusammen und gehen in den Osten, in eine „große sa-

nierte Altbauwohnung“ in Leipzig mit Wärme- und Schallschutz für die nach wie vor krisenfällige Ehe; Olivia wechselt ohne Studienabschluss zu einem renommierten süddeutschen Feuilleton, um über Reisen und Ausstellungen zu schreiben, in diesem „leicht überheblichen, beinahe angewiderten Ton, als sei der Gegenstand eigentlich nicht wert, darüber viele Worte zu verlieren“.

Koch gelingt es, den Jargon der psychologisierenden Beziehungsdiskussion, der das Klima der vorhergehenden Romane bestimmt hat, in das Milieu der Literatur zu übertragen. Die Seminargespräche, die seitenweise über Distanz und Nähe in der Liebeslyrik, über moralische Verpflichtung und Autonomie der Literatur geführt werden, sind immer auch Gefühlssondierungen zwischen den Akteuren. Und das nicht ohne ironische Stilzitate: Bei einer gemeinsamen Frankreichreise wird eine Zeit ausgemalt, in der Paul und Olivia „vielleicht sogar etwas zusammen schreiben. Mit einander abwechselnden Stimmen. Wie ein Dichterpaar. Wäre das das richtige Leben? Er spürt, dass er immer noch zweifelt. Er spürt, dass er immer noch nicht sieht, was er tut.“ Was in einem

an Walsers Erzählstil erinnernden Stakkato beginnt, endet mit einer Camoufage des „Jargons der Eigentlichkeit“ (Adorno). Der Schwerenöter Paul definiert seine Gefühle primär über Gedichte und Lektüren, und insofern ist es kein Zufall, dass die Liebe in diesem Roman so oft in Büchern und Briefen daherkommt und Olivia so viel von einer Kunstfigur an sich hat mit ihrem glatten Gesicht, der faltenlosen Stirn und dem „Gesicht eines Models“.

Man kann das „leise Zimmer“, von dem der aus einem Gedicht des Kölner Dichterkollegen Dieter M. Gräf entnommene Titel des Romans spricht, deshalb auch als Bild für die realen und virtuellen Lektoreräume nehmen, in denen sich Kochs Protagonist aufhält. Gemeint sind damit zum einen die Referate und Diskussionen über Barthes, Camus, Proust, über die eifrig debattiert wird, zum anderen geht es um – fiktionale – Innenansichten des Deutschen Literaturinstitutes, der ehemaligen Dichterschmiede der DDR. Dabei schwebt dem Autor offenbar, wie die in solchen Fällen übliche Schlussbeteuerung „keinerlei Ähnlichkeiten mit realen Personen“ nahe legt, weniger ein realistisches Sittenbild aus der li-

teraturpädagogischen Provinz vor, sondern vielmehr ein Porträt der nächsten literarischen Generation mit ihren hoffnungsvollen und frustrierenden Perspektiven: „Es sind ganz verschiedene Studenten da, die harten, anarchistischen, mit grimmigem Blick, die korporulenten Frauen, die sich zu diesen harten Typen hingezogen fühlen, die verschmitzten, die vorlauten, die Metaphysiker, die eigentlich die empirischen Verhältnisse verachten, die attraktiven, die Frauen mit gleichmäßigen Gesichtern, geraden Beinen und langen blonden Haaren [...] und die Braven, denen man ansieht, dass ihre Eltern (meist Lehrer) stolz auf sie sind.“ In diesem Club der jungen Dichter sind die Rollen früh verteilt.

Mit leiser Eindringlichkeit erzählt Roland Koch von der Tristesse des Liebesverrates, von den deutsch-deutschen Wahrnehmungsdifferenzen, von der Macht und Ohnmacht der Literatur. Als Kammerspiel von den Schauplätzen der Poetiklehrstühle ist *Ins leise Zimmer* so auch ein eigenwilliger und lesenswerter Beitrag zum Genre des Campus-Romans, der in der deutschen Literatur nie richtig hat Fuß fassen können.